

(Nachdruck verboten.)

18]

## Kleinbürger.

Roman von Elisabeth Kuylenstierna.

„Nein, Nils, so darfst Du nicht reden,“ rief Marie Lujse erschrocken aus.

„Ja so, war das heidnisch? Verzeih mir, Geliebte! Aber ach, wer doch eine bessere Anstellung bekommen und heiraten könnte! Hier warten wir und werden alt und runzelig alle beide.“

Der Ausdruck „alt und runzelig“ verletzte sie wie ein scharfer Dolch und ließ ihren Körper wie unter einem Schüttelfrost erzittern. Alt — häßlich, würde er sie dann weniger lieb haben, würde sie wie ein weissenloser Schatten aus seinem Herzen gleiten, nach welchem man nur aus Gewohnheit greift, und den man nicht anders als mit den starren, matten Fingern der Erinnerung fassen kann?

Würde er zu einer Jüngerin, Hübscheren gehen und sie verlassen, oder sie mit in eine laue, pflichterfüllte Zukunft ziehen, während alles, was sie an ihm liebte, seine Interessen außerhalb ihres Kreises lagen? Ein paar schwere, große Thränen fielen ungehört auf ihren verblühten Regenmantel, sie brauchte sie nicht fortzuwischen, denn das Dunkel umher deckte sie barmherzig. Es waren solche Thränen, die kein Mann versteht, welche indessen tief in der Seele des Weibes fressen, weil sie durch so unwiderlegliche Wahrheiten hervorgerufen werden.

Sie waren jetzt an ihrer Thür, und in einem Ausbruch heftig verweifelnder Zärtlichkeit warf sie sich in seine Arme.

„Mein liebes, süßes Herz,“ sagte er und klopfte ihr mit seiner breiten Hand den Rücken, „wenn meine Zeit es mir erlaubt, komme ich morgen auf einen Augenblick.“

„Ja, Nils, versprich mir das!“

„Ich kann es nicht fest versprechen.“

„Doch, doch, versprich es, mein geliebter Nils!“

Er versprach mit einem Kuß, und sie schieden.

Drinne lauschte Marie Lujse noch lange an der Hausthür seinen harten, taftfesten Schritten. So lange dieselben zu hören waren, blieb sie da im Dunkeln stehen, dann preßte sie leise ihre Wange an den Teil ihres Armes, der soeben in seinem geruht hatte, er fühlte sich noch warm an, warm von seiner Zärtlichkeit.

Dora erhielt den erwähnten Volontärplatz in Großhändler Svans Comptoir. Als sie am ersten Morgen hin kam, blieb sie einen Augenblick verlegen an der Thür stehen und blickte schein nach dem Pult am andren Ende des Zimmers, wo ihre künftige Gefährtin über ihre Arbeit gebüßt saß.

Diese sah hastig auf, erhob sich sofort und kam Dora lebhaft entgegen. Sie war nicht mehr ganz jung, anscheinend nahe dreißig, dies bemerkte Dora sogleich. Die Figur hatte angefangen, das Magere, Etliche der mittleren Jahre zu bekommen, und das Gesicht hatte die trockene, mattgelbe Farbe, welche der Jugendfrische der Bräutchen folgt, angenommen. Das schwarze Haar hing in dichtem Gelock fast bis auf die scharfgezeichneten Augenbrauen herab. Die unruhigen, dunklen Augen lagen tief, aber dicht zusammen; die Nasenflügel waren fein und beweglich, der Mund groß mit weichen, vollen Lippen.

„Ich hatte gedacht, daß Herr Svan kommen und uns miteinander bekannt machen würde, da er sich aber nicht darum zu kümmern scheint, müssen wir die Sache wohl selbst in die Hand nehmen,“ sagte sie mit klarer, tiefer Stimme, die doch immerhin etwas geschäftsmäßig Bestimmtes hatte. „Ich heiße Margit Erling und bin seit sechs Jahren hier, Sie sind natürlich Fräulein Dora Lejer?“

„Ja.“

„Da haben wir ein kleines Kammerchen, um unsere Umhänge hineinzuhängen, mein weiblicher Schönheitsstern konnte es nicht leiden, daß sie hier im Zimmer hingen, die haben rechts können Sie für sich benutzen.“

„Danke sehr.“

Dora war bald so weit, daß sie sich an die Arbeit machen

konnte, und Margit wies sie zurecht. Sie sprachen nicht viel außer dem Notwendigen, doch Margit beobachtete genau den kleinen, emsigen und aufmerksamen Neuanfömmeling.

„Haben Sie Interesse für diese Sachen?“ fragte sie.

„Das glaube ich kaum,“ antwortete Dora ehrlich, „ich mag nicht gern arbeiten, aber ich bin dazu gezwungen, um Geld zu verdienen.“

„Arme Kleine!“

Dora sah ihre Gefährtin an. War das Ironie? Nein, sie machte einen vollkommenen ernstern Eindruck, und Dora schien es, als träte sie ihr mit einem Male näher. Verständnis war etwas, nach dem ihre kleine hungrige Seele immer lechzte. Man konnte ihr niemals mit genug Sympathie begegnen. Ihr ganzes Wesen war wie eine treibende, sonne- und wärmebedürftige Pflanze, die ständig der Nahrung und Treibhauspflege bedurfte, um zu gedeihen.

„Ich möchte am liebsten nur meinem Vergnügen nachgehen,“ sagte Dora und hielt mitten in einer Aodierungsreihe inne.

„Wie alt sind Sie?“

„Voll achtzehn Jahre. Ich habe nur noch so kurze Zeit von meiner Jugend, bald bin ich alt.“

„Davor brauchen Sie sich wohl noch nicht zu ängstigen, aber ich weiß, daß das Alter ein Hirngespinnst ist, das bei uns Frauen aufsteht, sobald wir die Kinderschuhe ausgetreten haben. Das heißt bei einigen von uns, welche fürchten, nicht mitzukommen, weil wir nicht auf der Freude Laufbahn aufwachsen, dahin kommen auch nur ganz wenige von uns Arbeitsbienen; wir bleiben in unserm Bau und arbeiten bis an unser Ende. Aber während dieser Arbeitsjahre hat man sich so lange nach den Rechten und Freuden der Jugend geseht, bis man schließlich seine eignen Gedanken abgemüht hat. Dann erst besinnt man sich auf sich selbst, wird ein sogenannter „voriglicher Mensch“, aber trösten Sie sich, kleines Fräulein, Sie haben noch lange bis dahin.“

Nach dieser rückhaltlosen Äußerung am ersten Tage verging eine ganze Woche, ohne daß Margit von etwas andern, als was zum Geschäft gehörte, sprach, und auch später blieb sie verschlossen, sprach von ihrer Höhe herab über ein neuer erschienenenes Buch oder dergleichen.

Nach einem langen, nasskalten Herbst kam endlich Weihnacht heran. Als Dora am Heiligabendtage morgens in das Wohnzimmer trat, war die Mutter gerade damit beschäftigt, den beschneiten Frühstückstisch zu decken. Sie sah sorgenvoll und angegriffen aus, und die Gedanken schienen weit über ihre mechanischen Verrichtungen hinauszugehen. Dora erriet, daß die Mutter an ihre Jungen dachte; das Haus war so öde geworden, seit sie fort waren. Es wurde Dora schwer, der Mutter ein fröhliches Weihnachtsfest zu wünschen, es lag so wenig Sinn in diesem Wunsche, meinte sie, als sie sich in dem halb kalten, noch ungelegten Zimmer umfab. Doch als ihr die Mutter jetzt freundlich zunickte, sagte sie so heiter, wie nur möglich:

„Fröhliche Weihnacht, liebes Mutterchen!“

„Danke, liebes Kind. Es sieht eigentlich nicht gerade danach aus bei uns. Vater hat ja solche Schmerzen in der Brust, daß er einfach nichts anfangen kann. Ich kann nicht mehr thun als ich thue, Marie Lujse hat auch nicht so viel Arbeit wie sonst gehabt. Und Du, Aermste, Gott weiß, wann Du etwas bekommst. Wenn wir wenigstens die Jungen hier hätten, aber ach, nicht einmal eine Ahnung zu haben, wie die eignen Kinder ihren Weihnachtsabend feiern! Günthers wegen kann ich wohl ruhig sein, aber mein armer Sven, der vielleicht hungrig und traurig allein sitzt und an uns denkt und sich nach Hause sehnt, wie einfach und dürrig es da auch war. O, es ist schrecklich, schrecklich!“

„Günther kommt ja zum nächsten Weihnachtsfest nach Hause und Sven vielleicht auch,“ versuchte Dora sie zu trösten, aber alle Kimmernisse lasteten so schwer auf ihr, die mit ihrer Jugend noch nicht den rechten Griff hatte, wenn es galt, die Bürde des Lebens zu tragen.

Der Doktor und Marie Lujse erschienen jetzt ebenfalls, und man setzte sich an den Kaffeetisch, auf welchen eine niedrige Petroleumlampe einen schwachen Schein warf.

Als Dora mit Essen und Trinken fertig war, kleidete sie sich rasch an und begab sich nach dem Comptoir. Auf der

## Der vornehme Gast.

Nach dem Französischen.

Strasse herrschte schon reges Leben und Treiben. Wagen und Menschen kreuzten sich in großer Eile. Hier und da standen einige und tauschten einen Weihnachtsgruß aus. Mädchen mit großen Körben, gutgekleidete Damen mit ungeheuren Paketen, Herren und Kinder, alle strebten sie eilig vorwärts, aber nicht mit der rastlosen, geschäftsmäßigen Alltagsseife; es lag Festesstimmung auf diesen Gesichtern, ob sie nun alt oder jung, von Kummer gefurcht oder rund und blühend waren.

Die Schaufenster waren erleuchtet, und Dora konnte nicht widerstehen, die geschmackvoll geordneten Gegenstände, über welche der Lichtschein einen lodenden, schmeichelnden Schimmer goß, näher zu betrachten. Die kleinen, roten Hände in den zerrissenen Muff gesteckt und von Zeit zu Zeit in der dünnen Jacke vor Kälte erzitternd, blieb sie vor den einladenden Fenstern stehen.

Zauberhaft, fast märchenartig breitete sich der flimmernde Glanz über kostbare Silberfachen und funkelnde Steine. Und dort! Auf der andren Seite der Straße, von diesem matten, traumartigen Mondschimmer umflossen, stand ein weißes Eiskostüm mit breiter Pelzverbrämung.

Dora blieb fortwährend stehen, und ihr Herz schlug immer wilder von unbefriedigter Sehnsucht. So viele Blumen! Solche entzückenden Farbenzusammenstellungen! Rosenknospen vom hellsten Rosa bis zum sammetdunklen Rot. Weisheitstränke in den bizarrsten Vasen, getriebene, bleich-süchtige Syringen, aristokratisch empfindlich, und Mengen grüner Pflanzgewächse.

Wenn sie nur etwas von all diesen Schätzen besessen hätte, aber hier hinaus in die rauhe, windige Luft drang nicht einmal der schwächste Duft, und doch fühlte Dora sich in ein aromatisches Lichtmeer versetzt.

Die Thür wurde hastig geöffnet, und eine Darlekarlerin kam, einen sorgfältig zugedeckten Blumenkorb tragend, heraus. Mit listernen Blicken schaute Dora ihr nach und dachte, wohin diese Blumen wohl wandern möchten. Sicher zu einem verwöhnten Kinde des Reichthums! Und sie dabei, die kaum wußten, woher das Geld zum Nötigsten nehmen! Alles, was sie an Werthsachen besessen, war verkauft oder auf die Leihbank getragen; nur ein Werthstück war ihnen noch geblieben, es stand auf der Emborie in des Vaters Zimmer: die kleine Kirche aus Eisenblech; so lange sie nur zurückdenken konnte, hatte sie da gestanden und war von allen bewundert worden. Die rote Seide innen vor den kleinen, ausgeschmigten Fenstern war ihr immer wie ein Lichtschein vorgekommen. Wie viele Träume waren ihr nicht bei den schwachen Lauten des kleinen Uhrwerkes oben im Turm gekommen! Es war ihr Stolz gewesen, diesen Schatz stets staubfrei zu halten. In ihren Kinderpielen hatte sie sich oft vorzustellen gesucht, daß ihr Zeige- und ihr Mittelfinger Weine wären, und auf denen war sie behutsam die schmalen Treppen emporgestiegen, um Weihnachtsmesse in dem kunstvollen Heiligthum zu feiern.

Dora hatte einen ziemlich weiten Weg nach dem Comptoir, und diesen Morgen kam sie spät, weil sie sich oft bei den Schaufenstern aufgehalten hatte. Margit Erling war schon an ihrem Platze und in voller Arbeit.

„Guten Morgen, Fräulein, und fröhliche Weihnacht,“ rief Dora gleich in der Thür.

„Danke, gleichfalls,“ lautete die herbe, kurze Antwort. Als sie dann eine Weile stillschweigend gearbeitet hatten, sagte Margit, indem ein kaltes, satirisches Lachen über ihr farbloses Gesicht glitt, das die scharfen Linien um den Mund herum noch deutlicher hervortreten ließ: „Sie sind wohl schon recht neugierig auf Ihren ersten Heiligabend im Comptoir, also, wenn Sie wollen, will ich Sie in die Verhältnisse einführen. Sogar für uns Arbeitsmaschinen führt der Heiligabend etwas Besonderes mit sich; da werden wir geschmiert, damit die Schraubengänge nicht rosten bis zu den neuen Arbeitstagen. Und da unsre Herren Prinzipale ein gewisses traditionelles Gefühl haben, daß an solchen Tagen die Feder nicht so fest in unsrer Hand sitzt wie gewöhnlich, so geben sie schon um ein oder zwei Uhr frei; aber erst kommt noch der Herr Großhändler mit seiner „kleinen Aufmunterung“ — für Neueingetretene — seiner „bescheidenen Dankesäußerung“ — für das Inventar — und er überreicht ein längliches, weißes Couvert, in dem es reich und vornehm klingt; die ganze kleine Scene ist recht niedlich, schade nur, daß alles, was zur Gewohnheit wird, etwas tödend Langweiliges an sich hat!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein großes Restaurant um die Frühstücksstunde. Die meisten Tische sind besetzt, und auf diejenigen, an welchen neueingetretene Gäste Platz nehmen, stürzt sich ein ganzes Meer von Kellnern, entleidet die Herrschaften mit respektvoller Vertraulichkeit ihrer Paletots — etwa wie man Hasen das Fell abzieht — und reicht ihnen mit aufmerksamem Lächeln und liebevollen Blicken die Speisenkarte. Man möchte schwören, sie hätten in den Gästen zu ihrer freudigsten Lieber-raschung teure, verehrte Verwandte erkannt, die mit großem Vermögen aus Amerika zurückgekehrt sind.

Diejenigen Kellner, welche noch kein Handgeld gemacht haben, hungern mit gleichgültigen, gelangweilten, verdrossenen Mienen im Lokal herum, wischen zerstreut mit ihren Servietten über die polierten Lehnen der Stühle oder rücken hier und da ein Gedeck zurecht, dessen peinliche Symmetrie durch einen Vorübergehenden ein klein wenig in Unordnung geraten ist.

Plötzlich richten sich alle Blicke auf einen großen Herrn, der geräuschvoll eingetreten ist. Sein Ohrlider ist so blank, daß er die Sonnenstrahlen wie ein Spiegel zurückwirft; sein Hemd ist derart bestickt, daß man dabei an Klagen denkt, die oben kleine Verzierungen aus Golderguß tragen; seine seidene Kravatte schillert in solch schreienden Farben, daß ein Chamäleon bei ihrem Anblick aus Verzweiflung Selbstmord begehen würde; an den Händen trägt er Diamanten in solcher Menge, daß man unwillkürlich auf die Vermutung kommt, er müsse an den Füßen eben so viel haben. Das fremdländische Exterieur des Herrn wird vollendet durch ein stark sonnengebräuntes Gesicht, in dem große, dunkle Augen rollen, und welches von einem schwarzglänzenden, wie lackierten Bart umrahmt wird.

Der jüngste Kellner stürzt, gebendet von so viel Vornehmheit, dem Gast entgegen und weist mit graziosem Schwerten seiner tadellos weißen Serviette auf einen Tisch.

„Hier wird der Herr sehr gut sitzen!“

Es sieht beinahe so aus, als ob er mit seiner Serviette den feinen Sand vor den erhabenen Schritten des Gastes kehren wollte.

So viel Ehrerbietung rührt den schönen Herrn, der mit hübschem, fremd klingendem Accent einwilligt:

„Reinnetwegen! Hier! Nehmen Sie!“

Der Kellner (nimmt den kostbaren Hut; bevor er ihn jedoch auf einen Hasen hängt, reicht er dem Gast respektvoll die Speisenkarte): „Wenn ich mir erlauben darf, dem Herrn zu empfehlen . . .“

Der Herr (schroff): „Ach, Unsinn! Ich werde wohl selbst wissen, was ich will, wie?“

Der Kellner (respektvoll): „Ganz gewiß, mein Herr!“ (Er wartet, indem er sich in dem Hut spiegelt.)

Der Herr (blickt lange und tief sinnig in die Speisenkarte, so lange, daß man mit Recht zweifeln darf, ob er überhaupt lesen kann): „Sie haben wohl nicht Sirhinzlingssperstungsmin?“

Der Kellner (erschreckt): „Wie beliebt, mein Herr?“

Der Herr: „Das ist ein Gericht meiner Heimat! (Verächtlich:) Aber, es sollte mich wirklich wundern, wenn Sie es haben: es ist sehr teuer!“

Der Kellner: „Aber, wir führen die feinsten Delikatessen, mein Herr! (Empfehlend:) Zum Beispiel Wachteln à la Maria Antoinette . . .“

Der Herr (wegwerfend): „Ach, ich kann Euer kleines europäisches Wild nicht leiden! Sie haben wohl nicht zufällig etwas Tigerbraten da?“

Der Kellner: „Ich will in der Küche fragen, mein Herr! Aber ich glaube, daß wir gerade heute leider . . . (Schmeichelnd:) Vielleicht würde eine Portion Salmunich in roter Sauce à la Wolga dem Herrn zusagen?“

Der Herr (achselzuckend): „Fisch! Ach, Ihr wißt ja in Frankreich gar nicht, was Fisch ist! Ja, in meiner Heimat . . .“

Der Kellner (etwas gereizt): „Ja, mein Herr, ich weiß noch immer nicht, was ich servieren darf?“

Der Herr (nach einem letzten Blick in die Karte, sie gering-schätzig beiseite legend): „Ich sehe wirklich absolut nichts, was . . . Bringen Sie mir zwei weiche Eier.“

Der Kellner (erstaunt): „Zwei Eier? Weiter nichts?“

Der Herr: „Ja (mit Nachdruck) und einen kleinen, goldenen Löffel! (Mit einem Blick nach seinen Nachbarn:) Ich kann Eier nicht anders essen!“

Der Kellner (mit dem Hut des Gastes spielend): „Und was wird der Herr trinken? Weiß oder rot?“

Der Herr: „Weiß oder rot? Halten Sie mich für einen Bedienten? Weiß oder rot? (Wichtig:) Haben Sie Rosenwein, Jahrgang 1815?“

Der Kellner (erstaunt): „Rosenwein?“

Der Herr (ungebuldig): „Wobon die halbe Flasche 175 Frank kostet?“

Der Kellner: „Ich glaube nicht, mein Herr!“

Der Herr: „Na, natürlich! Das konnte ich mir schon denken! Aber ich trinke keinen andren Wein! (Seufzend:) Dann bringen Sie mir Selterswasser, aber sehr kalt — und in einem großen, silbernen Becher!“

**Der Kellner (leicht ironisch):** „Und — weiter nichts, mein Herr?“

**Der Herr (die Diamanten an seinen Händen betrachtend):** „Mein Gott, ich glaube nein!“

**Der Kellner (halblaut, indem er den Hut aufhängt):** „Na, daran kann man sich wahrhaftig nicht den Magen verderben!“

**Der Herr (welcher die Worte gehört hat, wütend):** „Kellner!“

**Der Kellner (eiligst zurückgehend):** „Wünscht der Herr noch etwas andres?“

**Der Herr (die Augen rollend und den Schnurrbart drehend):** „Was haben Sie eben gesagt?“

**Der Kellner (eingeschüchtert):** „Ja, mein Herr? Ja...“

**Der Herr (auf den Tisch schlagend, so daß die Wasserkaraffe vor Schreck zu zittern beginnt und zwei Salzfüßer umstürzen):** „Was haben Sie eben gesagt?“

**Der Kellner (zitternd):** „Ja... ich habe ja nichts gesagt...“

**Der Herr (schreiend):** „Sie lügen! Sie sind eben unverschämt gewesen! Sie werden sich auf der Stelle entschuldigen!“

**(Drohend):** „O, Sie kennen mich nicht!“

**Der Kellner (vollständig verduht):** „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, mein Herr, wenn... Aber, um Gottes willen, schreien Sie doch nicht so...“

**Der Herr (brüllt, so daß alle Gäste aufspringen):** „Ich soll nicht schreien? (Mit unsäglich Verachtung): Wenn ein Kellner... ein Bedienter... ein Sklave sich erlaubt, mich zu beleidigen? Sie kennen mich nicht! Wenn ich nicht an mich hielte, würde ich Sie wie einen (packt die Serviette)... wie einen... (zerreißt sie heftig)... wie einen Wurm zertreten!“

**Der Herr (herbeieilend):** „Was giebt's hier?“ Was ist hier los?“

**Der Kellner (verzweifelt):** „Der Herr hier... wegen eines Wortes...“

**Der Herr (aufspringend, als wenn ihn jemand ins Bein gefaßt hätte):** „Wegen eines Wortes? O, Sie kennen mich nicht!“

**Der Herr (aufmerksam betrachtend):** „Erlauben Sie mir...“

**Der Herr (die Stimme senkend):** „So? Wirklich? (Sehr höflich): Guten Tag, mein Herr!“

**Der Herr (ihn scharf anblickend):** „Und ich ersuche Sie, hier keinen Skandal zu machen. Verstehen Sie, Sie Wichtigtuer?“

**Der Herr (sehr ruhig):** „Jawohl, mein Herr...“ (sich zum Kellner wendend und ihn zornig ansehend): „Aber wenn ein Sklave mich beleidigt...“

**Der Herr (überaus lebenswürdig):** „Ganz gewiß, mein Herr! (Sich zum Kellner wendend): Ein garstiger Hund, ein schmutziger Neger...“

**Der Herr (saft weinend):** „Was der Herr nur gegen mich hat! Ich habe ihn nicht beleidigen wollen, Herr Wirt, ich versichere Ihnen...“

**Der Herr (versucht immer noch den unglückseligen Kellner anzublicken, welcher sich hinter seinen Prinzipal flüchtet):** „Du? Mich beleidigen? Du Narr! Du Kreatur! (Stolz): Kann ein staubgeborener Erdenwurm einen Adler, den König der Lüfte, beleidigen?“

**Der Herr (sehr schön! Also lassen Sie ihn gefälligst in Ruhe! Verstehen Sie, Sie Gröbian?):** „Ganz gewiß! Sie haben vollkommen recht, mein Herr. (Zum Kellner): Aber Du...“

**Der Herr (wütend, ihm ins Gesicht sprechend):** „Aber in Dreizehens Namen! Seit einer Stunde sagt man Ihnen, Sie sollen machen, daß Sie rauskommen, Sie sind ein niederträchtiges Subjekt! Warum antworten Sie denn mir nicht?“

**Der Herr (mit einem verbindlichen Lächeln auf den Lippen):** „O, Sie? Das ist eine ganz andre Sache. Sie können mir sagen, was Sie wollen: das kränkt mich nicht im mindesten! Sie sind ja der Herr dieses Lokals!“

**Der Herr (wütend, ihm ins Gesicht sprechend):** „Aber in Dreizehens Namen! Seit einer Stunde sagt man Ihnen, Sie sollen machen, daß Sie rauskommen, Sie sind ein niederträchtiges Subjekt! Warum antworten Sie denn mir nicht?“

**Der Herr (mit einem verbindlichen Lächeln auf den Lippen):** „O, Sie? Das ist eine ganz andre Sache. Sie können mir sagen, was Sie wollen: das kränkt mich nicht im mindesten! Sie sind ja der Herr dieses Lokals!“

**Der Herr (wütend, ihm ins Gesicht sprechend):** „Aber in Dreizehens Namen! Seit einer Stunde sagt man Ihnen, Sie sollen machen, daß Sie rauskommen, Sie sind ein niederträchtiges Subjekt! Warum antworten Sie denn mir nicht?“

**Der Herr (mit einem verbindlichen Lächeln auf den Lippen):** „O, Sie? Das ist eine ganz andre Sache. Sie können mir sagen, was Sie wollen: das kränkt mich nicht im mindesten! Sie sind ja der Herr dieses Lokals!“

**Der Herr (wütend, ihm ins Gesicht sprechend):** „Aber in Dreizehens Namen! Seit einer Stunde sagt man Ihnen, Sie sollen machen, daß Sie rauskommen, Sie sind ein niederträchtiges Subjekt! Warum antworten Sie denn mir nicht?“

**Der Herr (mit einem verbindlichen Lächeln auf den Lippen):** „O, Sie? Das ist eine ganz andre Sache. Sie können mir sagen, was Sie wollen: das kränkt mich nicht im mindesten! Sie sind ja der Herr dieses Lokals!“

**Der Herr (wütend, ihm ins Gesicht sprechend):** „Aber in Dreizehens Namen! Seit einer Stunde sagt man Ihnen, Sie sollen machen, daß Sie rauskommen, Sie sind ein niederträchtiges Subjekt! Warum antworten Sie denn mir nicht?“

**Der Herr (mit einem verbindlichen Lächeln auf den Lippen):** „O, Sie? Das ist eine ganz andre Sache. Sie können mir sagen, was Sie wollen: das kränkt mich nicht im mindesten! Sie sind ja der Herr dieses Lokals!“

**Der Herr (wütend, ihm ins Gesicht sprechend):** „Aber in Dreizehens Namen! Seit einer Stunde sagt man Ihnen, Sie sollen machen, daß Sie rauskommen, Sie sind ein niederträchtiges Subjekt! Warum antworten Sie denn mir nicht?“

**Der Herr (mit einem verbindlichen Lächeln auf den Lippen):** „O, Sie? Das ist eine ganz andre Sache. Sie können mir sagen, was Sie wollen: das kränkt mich nicht im mindesten! Sie sind ja der Herr dieses Lokals!“

**Der Herr (wütend, ihm ins Gesicht sprechend):** „Aber in Dreizehens Namen! Seit einer Stunde sagt man Ihnen, Sie sollen machen, daß Sie rauskommen, Sie sind ein niederträchtiges Subjekt! Warum antworten Sie denn mir nicht?“

**Der Herr (mit einem verbindlichen Lächeln auf den Lippen):** „O, Sie? Das ist eine ganz andre Sache. Sie können mir sagen, was Sie wollen: das kränkt mich nicht im mindesten! Sie sind ja der Herr dieses Lokals!“

**Der Herr (wütend, ihm ins Gesicht sprechend):** „Aber in Dreizehens Namen! Seit einer Stunde sagt man Ihnen, Sie sollen machen, daß Sie rauskommen, Sie sind ein niederträchtiges Subjekt! Warum antworten Sie denn mir nicht?“

**Der Herr (mit einem verbindlichen Lächeln auf den Lippen):** „O, Sie? Das ist eine ganz andre Sache. Sie können mir sagen, was Sie wollen: das kränkt mich nicht im mindesten! Sie sind ja der Herr dieses Lokals!“

**Der Herr (wütend, ihm ins Gesicht sprechend):** „Aber in Dreizehens Namen! Seit einer Stunde sagt man Ihnen, Sie sollen machen, daß Sie rauskommen, Sie sind ein niederträchtiges Subjekt! Warum antworten Sie denn mir nicht?“

**Der Herr (mit einem verbindlichen Lächeln auf den Lippen):** „O, Sie? Das ist eine ganz andre Sache. Sie können mir sagen, was Sie wollen: das kränkt mich nicht im mindesten! Sie sind ja der Herr dieses Lokals!“

**Der Herr (wütend, ihm ins Gesicht sprechend):** „Aber in Dreizehens Namen! Seit einer Stunde sagt man Ihnen, Sie sollen machen, daß Sie rauskommen, Sie sind ein niederträchtiges Subjekt! Warum antworten Sie denn mir nicht?“

**Der Herr (mit einem verbindlichen Lächeln auf den Lippen):** „O, Sie? Das ist eine ganz andre Sache. Sie können mir sagen, was Sie wollen: das kränkt mich nicht im mindesten! Sie sind ja der Herr dieses Lokals!“

**Der Herr (wütend, ihm ins Gesicht sprechend):** „Aber in Dreizehens Namen! Seit einer Stunde sagt man Ihnen, Sie sollen machen, daß Sie rauskommen, Sie sind ein niederträchtiges Subjekt! Warum antworten Sie denn mir nicht?“

mußte, was andre Armut ihm zu verdienen gab. Wenig war das, sehr wenig. Und das Wenige noch hing von dem launenhaften Gange des Schicksals und der Vollen ab. In der kleinen dunklen Gasse, die zwei Männer mit ausgebreiteten Armen überspannen konnten, hatten sich außer Plade noch zwei Handwerker desselben Metiers niedergelassen, abgesehen von dem dritten, der ein „besseres Geschäft“ sein eigen nannte und ein meterhohes Ladenfenster, in dem sechs Paar fertige Schuhe paradierten. Für die leidige Konkurrenz war also gesorgt. Uebermühtig wurde keiner dabei.

War Regenwetter, goß der Himmel in stunden-, oft tagelanger Ausdauer so viel Wasser herunter, daß sich jede der nicht wenigen Vertiefungen im Pflaster und auf den Trottoirs mit einer schmierigen Masse füllte, dann hatte Plade seine beste Zeit. Dann trappete es den ganzen Tag die schmale Stiege zu seinem Dachstübchen hinauf. Schwere Tritte von Männern in derben Stiefeln, unter denen jede Stufe ächzte, schlürfende von Frauen, die in Pantoffeln und Hausschuhen kamen, doch am häufigsten die hastigen, leichten Schritte von Kindern. Diese suchten den Alten am liebsten auf; denn: drängte die Arbeit, so war er fröhlichster Laune und unterhielt seine kleinen Kunden mit allerlei Schmunzeln, bis — viel zu früh oft — die Schuhe wieder wasserdicht gemacht waren. Fast alle hätten warten mögen, nicht nur die Kinder. Aus einem Grunde: beinahe immer handelte es sich bei der reparaturbedürftigen Fußbekleidung um „das einzige Paar“. Manche wollten's nicht sagen; andre lachten ärgerlich dabei; einige hingen traurig den Kopf; die meisten flüsternten es dem Alten berlegen zu. Dann rückte er an seiner Brille, sah den Sprecher mit grauen Augen ernst an und nickte vielsagend: „Ja, ja. O ja. Kann mir denken.“

Zu solchen Zeiten war Plade schon früh am Morgen auf, löchte sich seine Mehlsuppe auf einem Spiritusbrenner und flüchte und hämmerte ununterbrochen, bis der Tag verging und die Nacht aus der Gasse in das kleine Fenster troch.

Aber es kamen auch Tage, namentlich im Sommer, wenn seine Kundschaft barsch lief, da blieb Arbeit und fröhliche Laune aus. Dann sah er trübseelig mit ruhenden Händen auf seinem Dreibein und starrte mit seinen ersten grauen Augen in die wassergefüllte Glasgugel stundenlang. Und mancher Morgen kam, da eine Wassertropfen mit hineingebrachten Brotresten sein Frühstück war. Warm, wenn noch ein paar Tropfen Spiritus vorhanden, kalt, wenn auch dieser ausgegangen war. Ein einfaches Leben. Und ein mageres dazu. Sein Weib lag schon seit einem Jahrzehnt unter dem Rasen. Und die Verwandten? Ach ja, die Verwandten! Ging ihm davon einer an, winkte er nur.

In solchen Stunden war ihm zuerst der Gedanke gekommen, sich nach einer kleinen Nebenbeschäftigung umzusehen. Nach einem Amt, das ein paar Groschen brachte und ihm regelmäßig die am schwersten zu misende Mehlsuppe ermöglichen sollte. Vielleicht sogar Kartoffeln zu jedem Mittag.

Aber wie er sich auch mühte darum, es gelang nicht.

Bis der Zufall that, was ihm selber nicht glückte. Das neue Dienstmädchen eines einflußreichen Stadtvaters verließ sich zu dem Alten, brachte ein Paar Schuhe ihres Herrn und malte ihm in lustiger Weise die gräßlichen Leiden desselben aus, dem ein Hühnerauge das ganze Leben vergällte. Seine ganze Kunst strengte der Alte daraufhin an. Und eines Tages kam wieder das lustige Mädchen zu ihm mit der Mitteilung, ihr Herr fühle sich nun wie im Himmel. Zufrieden sei er, wie nie vordem, und möchte sich gern dankbar erweisen. Ob er, Plade, wohl Lust habe, das Amt eines Laternenanzünder's im Nebenberuf zu versehen. Der Gestrage lachte wie ein Junger und versprach der Jungfer einen Kuß.

Sei wollte keinen Dank...

Seit dieser Zeit wandert der Alte an jedem Morgen mit Leiter, Petroleumlampe, Wischlappen und Zylinderpußer durch die Gassen der kleinen Stadt. Er nimmt es ernst mit seinem Amt. Die Scheiben glänzen, und die Zylinder trägt kein Flecken. Sparfam wirtschaftet er mit dem Brennöl, und geht ein Tröpfchen daneben, folgt ihm ein Seufzer nach. Am Abend macht er, nur mit Händer und Leiter bewaffnet, dieselbe Rundreise und bringt der Bürgern Licht, daß sie sich nicht den Hals brechen auf dem gefährlichen Pflaster.

Von seiner Kundschaft sind ihm etliche untreu geworden. Trotzdem er die Zeit, die sein neues Amt kostet, in der Nacht auszugleichen sucht. Denn der Verdienst eines Laternenanzünder's ist kein glänzender. Aber an jedem Monatslehten zahlt die Stadtkasse blank und bar, ohne zu murren und ohne Aufschub zu fordern wie manche Stunden.

Vor einigen Tagen sah ich den Alten, wie er auf der Leiter stand und in einer Lampe den Docht zündete. Langsam geschah es, vorsichtig. Und als die Glaslampe geschlossen, sah er noch ein Weilchen in das Licht, ob es gleichmäßig brenne. Voll fiel der Schein auf sein Gesicht. Ein wenig besser genährt als früher, schien mir's. Auch der struppige Bart hatte sich wohl einen Stamm gefallen lassen. Und die Kleidung war so propper und rein wie die blaue Schürze, die er unter dem Jackett trug.

Ich bot dem Alten einen guten Abend. Sein Gegengruß klang hell, antimäßig fast mit einem gewissen Stolz, nicht so seltsam nachdenklich und ernst wie früher, als ich die enge Stiege zu ihm hinaufkletterte, um meine Stiefeln wasserdicht machen zu lassen.

— Winterfeste im Fränkischen. Der „Frankfurter Zeitung“ wird unterm 20. Oktober aus Würzburg geschrieben: „Wald hebt sich auch das Herbst an, die Kelter harret des Weines, der Winter Schuhherr Kilian besäht uns etwas Feines“, so heißt es in Scheffels

### Kleines feuilleton.

tp. Ein Glücksfall. Vor einigen Tagen hab' ich den alten Plade wiedergesehen, den Laternenanzünder in der kleinen Stadt. Sein eigentlicher Beruf ist Schuhmacher. Ehemals, als er noch nicht den grauen Kopf und den struppigen Bart hatte, fand's besser um sein Leben als zu der Zeit, da er sich als Fledermaus von dem nähren

Viel fahrender Schüler, und jetzt ertönt das Lied vielerorts, denn im Frankenlande ist man eben dabei, den „Neuen“ einzuheben. Ganz so fein, wie er erwartet wurde, fällt der Neue zwar auch heuer nicht aus, aber er läßt sich trinken, ohne daß der Becher den saueren Nachgeschmack im Munde verspürt, der ihn fast das Gruseln antommen läßt. Früher war die Herbsttage Volksfeier; mit gepulsten Pferden und Wagen, die mit festlich herausstaffierten Menschen besetzt waren, fuhr die Winzer zum Herbst, Jubelschreie ertönten. Dazwischen aber trachten die alten Pfitzen und Böller, daß es für die Feiernden eine Freude war. Heute ist es ruhiger geworden, nur eine Stadt hat den schönen alten Brauch beibehalten, die ehemalige freie Reichsstadt Schweinfurt. Dort ist die Weinlese noch ein lokaler Feiertag, Fabriken und Geschäfte schließen, Jung und Alt zieht hinaus in die Weinberge. Im „Schweinfurter Tageblatt“ lesen wir über den Verlauf des heurigen Herbstes: „Auf der Straße fuhr mit lautem Schellengeläute die lange Reihe der die Becken und Mostfässer herbeischleppenden Wagen und wälzte sich der aus der Stadt kommende Menschenstrom. In den zierlichen Häuschen und Lauben, auf den Mauern und Treppen der Weinberge aber hatten die zahlreichen junger Schönen der Stadt wie eine große, durch sämtliche Weinberge sich hinziehende Schützenkette Aufstellung genommen, um, mit „Schwärmern“ und „Fröschen“ ausgerüstet, die „Feinde“ zu erwarten. Diese kamen bald in großer Anzahl angerückt und sogleich begann der fröhliche Kampf. In Kürze entstand an allen Orten und Enden ein heftiges Kreuzfeuer, den Sieg in dieser bis zum Anbruch des Abends hin- und herwogenden Schlacht errangen schließlich die Amazonen, obwohl der Gegner sich sowohl durch größere Kraft als auch durch höhere Wurfgeschwindigkeit hervorthat. Durch die Schwärmer wird es den Herren ermöglicht, ihren hübschen Gegnerinnen in deren weiße („Tändel“) Schürzen als Ausdruck tiefster Verehrung kreisrunde Oeffnungen hineinzubrennen, deren pulbergeschwärzte Ränder sich malerisch von dem blendenden Weiß der Kleidungsstücke abheben. Je mehr solcher Pulvermale, desto größer der Triumph. Sie sind die Siegeszeichen, die mit Stolz getragen und dann zu Hause fein säuberlich im Schrein aufbewahrt werden als Erinnerung an die schöne Jugendzeit. In das Geknatter der Frösche und Schwärmer mischen sich das Kländern, Lachen, Schreien und Jauchzen der vielen Menschen auf der Straße und in den Weinbergen, das Klingeln der Pferdeschellen und die alles überlötenden Schüsse aus Terzerolen und kleinen Krabbenkanonen. Fuhr aber ein Eisenbahnzug vorüber, dann erreichte die Ausgelassenheit der Höhepunkt. Hände streckten sich dem Zuge entgegen, man schwenkte die Hüte, winkte mit den Taschentüchern, schrie, jauchzte und schloß demnähe, daß die Reisenden wähen konnten, die guten Leute seien plötzlich toll geworden!“

**Aus dem Tierleben.**

— Ueber eine Biberkolonie im Löddericher Forst wird der „Magdeburger Zeitung“ geschrieben: „Neun Bäume (Kappeln) sind von den Tieren alle nach einer Richtung hin gefällt, und zwar so, daß sie mit dem Gezweig bis zur Erde herabreichen. Dicht über der Erde in einer Höhe von 10—15 Centimeter beginnt der Biber zu nagen. Er fängt aber nicht bloß von unten, sondern auch von oben an, und fährt gleichmäßig damit fort, so daß sich aus dem Stamm zwei abgestumpfte, mit den Spitzen zusammenstoßende Segel bilden, deren Verbindung immer dünner wird, bis sie zu schwach ist, um die Last des Baumes zu halten. Dann fällt dieser nach der Seite um, nach der er von Anfang an geneigt war. An der Wurzel des Baumes liegen so viele verschiedenartige Späne umher, daß man glauben kann, der Zimmermann habe hier mit der Axt gearbeitet. Zum Bau der Wohnungen sind die Bäume oder ihre Aeste nicht verwendet, sondern nur für Nahrung. Von den oberen Aesten ist die Rinde abgenagt; die jüngsten Triebe sind glatt abgesehritten und fortgeschleppt, um vor oder im Bau verzehrt zu werden. Ueber den Elsbamm geht eine stark ausgebreitete Biberfährte in einer Breite von etwa 20 Centimeter. Sie führt in einen Sumpf und scheint dort verloren, aber sie geht an dessen äußerstem Ende weiter; kleine glattgenagte Aeste bilden ihr Erkennungszeichen. Sie endet in einen unter dem stark verzweigten Wurzelwerk eines Strauches belagerten Zugang zum Biberbau. Das Schwemmland zwischen Damm und Elbstrom ist hier ziemlich breit. Am Damm entlang ziehen sich auf einer Strecke von etwa 1 Kilometer kleinere und größere Sümpfe, deren Ränder mit Schilf bewachsen sind. Einzelne Eichen breiten ihre Aeste aus: um sie herum haben sich Weiß- und Schwarzborstestrüpp, Weiden, Erlen und allerlei Wildlinge angesiedelt. Die Biberspur verbindet Sumpf mit Sumpf; sie führt mitten durch das Gewässer hindurch, dort begrenzt an beiden Seiten durch die breiten Wälder des Froschlöffels. An den Uferändern unter Gezweig und Wurzelgestrüpp versteckt liegen die Biberbaue. Man sieht aus den Spuren, daß sie frisch besafahren sind. Am oberen Ausgange liegen viele abgeschnittene Zweige. Mit dem Aufhören des Sumpfes hat der Biberweg noch nicht sein Ende erreicht. Er ist so tief ausgegraben, daß er sich wie ein Kanal mit Wasser gefüllt hat. Die Auffahrt zum Damm bildet kein Hindernis; geht doch eine weite Thonröhre darunter durch. Durch diese führt der Weg und weiter in der Senke des Elbarmes, bis dieser endlich wieder in den Strom einmündet. Es ist ein weites, stilles Gebiet, das sich die Biber zum Aufenthaltsort ausgewählt haben. Manche Baue sind alt und verlassen, andre wieder zeigen frisches Leben.

Hoffentlich wird die Kolonie zur Freude aller Naturfreunde nach Möglichkeit geschont. —

**Meteorologisches.**

50. Der Chinoof. Ueber das Auftreten eines Riesensöhns berichtet der amerikanische Staatsmeteorologe Alwin L. Burrows in dem kürzlich erschienenen Jahrbuch des landwirtschaftlichen Amtes der Vereinigten Staaten. Es ist dies ein im Nordwesten dieses Landes auftretender warmer Winterwind, der unter dem Namen Chinoof der Bevölkerung dieser Distrikte wohlbekannt ist, aber in der erwähnten Arbeit, wie wir dem letzten Heft der „Geographischen Zeitschrift“ entnehmen, seine erste wissenschaftliche Bearbeitung gefunden hat. Das Verbreitungsgebiet ist für einen Wind der Art des Chinoof außerordentlich groß. Es umfaßt die Staaten Washington, Oregon, Idaho, Wyoming, Montana und die beiden Dakotas; in einzelnen Fällen sollen seine Spuren bis nach Nebraska, Iowa, Minnesota und selbst Wisconsin, also in einem Umkreise von 1000 bis 1500 Kilometer nachgewiesen worden sein, d. h. auf den Köhn der Alpen übertragen, ein Gebiet, dessen Grenzen bis Madrid, Wresl, Kopenhagen, Danzig, Debreczin und eventuell bis Stockholm und Riga ausgedehnt gedacht werden müßten. Der Chinoof wird beschrieben als ein trockner, warmer Wind, der während des Winters in unregelmäßigen Zwischenräumen mit großer Plößlichkeit eintritt, bald einige Stunden, bald Tage lang anhält und vor dem die strengste Kälte sich in kürzester Zeit in Frühlingstemperatur umwandelt. Ans Zabelhafte grenzen die Mitteilungen über die ihn begleitenden Temperaturumwälzungen. 1893 zum Beispiel trat in Montana der Frühwinter mit solcher Strenge auf, daß schon Ende November 30 Zoll Schnee lagen und die großen Herden der dortigen Viehzüchter dem Verhungern nahe waren. Am Abend des 1. Dezember stand das Thermometer auf —13 Grad (F.) bei Windstille und klarem Himmel. Plößlich tauchte über dem westlichen Gebirgsrande eine große schwarze Wollenbank auf, in wenigen Minuten war schon ein warmer Lufthauch zu spüren und sieben Minuten später war das Quecksilber auf 34 Grad (F.) gestiegen. Der Wind nahm ständig zu bis zu einer Geschwindigkeit von 25 Meilen, und das Thermometer stieg bis auf 38 Grad (F.). Innerhalb zwölf Stunden waren die 30 Zoll Schnee verschwunden wie weggeblasen, die Weiden waren grün und frisch wie im März. Die Viehzüchter der Gegend schätzen daher den Chinoof als den Erhalter ihrer Herden, ohne den sie ihre großen Viehbestände, die im Sommer und Winter im freien bleiben müssen, nicht durch die strenge Jahreszeit bringen könnten. Die Tiere selbst scheinen einen Instinkt für sein Kommen entwickelt zu haben. Wenn die Kälte zu lange anhält und die Tiere vom Hunger gequält werden, sieht man sie im tiefsten Schnee stehen, die Köpfe den Bergen zugekehrt, als ob sie auf das Kommen des Chinoof warteten. Ein Beobachter auf der meteorologischen Station zu Skipp im nördlichen Montana behauptet sogar, daß dort selbst für den Menschen das Uebervintern ohne den Chinoof seine Schwierigkeiten haben würde. —

**Humoristisches.**

— In Warenhaus. „Entschuldigen Sie, ich habe vorgestern diesen Haring hier gekauft — könnte ich denselben vielleicht gegen sechs Briefbogen umtauschen?“ —  
 — Serenissimus und der Selcher. Der gerne Orden spendende Beherrscher eines exotischen Staates besucht eine ihm liebe deutsche Kleinstadt, in der es unter andrem ganz vorzügliche Kostbratwürste giebt. Bei einem Selcher bestellt Serenissimus fünfundszwanzig Stück derselben.  
 „Eines sag' ich Dir“, erklärt der Meister seinem Lehrling, „sieh' zu, daß Dir die Hoheit sofort das bare Geld mitgiebt — auf Orden lassen wir uns nicht ein!“ —  
 — Von seinem Standpunkt. Hausknecht: „Was für ein liebes, keines Führerl das Frauenzimmer hat!... Da brauchet' i ja nur einmal d'aus z'juden und d' Stiefern glanzeten schon!“ — („Fliegende Blätter“.)

**Notizen.**

— Der Schwandichter Gustav v. Moser, der Verfasser vom „Weichenfresser“ und Mitverfasser von „Krieg im Frieden“ etc., ist im Alter von 78 Jahren gestorben. —  
 — Hebbels „Molo“ und Zacharias Berners Schauspiel „Der 24. Februar“ gehen in der zweiten Hälfte des November als erste Sondervorstellung des Berliner Theaters in Scene. —  
 — „Thais“, eine neue Oper Massenet's (Text von Gillet nach einem Roman von Anatole France) erzielte bei der Erstaufführung im Lyrischen Theater zu Mailand einen starken äußeren Erfolg. —  
 — Eine sehr reichhaltige Ludwig Richter-Ausstellung ist bei Keller u. Reiner zu sehen. —  
 — Der stenographische Bericht der Verhandlungen des Zweiten Kunst-Erziehungstages erscheint gegen Ende November in R. Voigtländers Verlag in Leipzig. —  
 — Fridtjof Nansen bereitet sich, nach einer Mitteilung des „Figaro“, für eine neue Polarreise im nächsten Jahre vor. —  
 — 89 1/2 Millionen Deutsche leben jetzt nach Professor Paul Langhans auf der Erde. —